

18]

Gyldeholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

In einiger Entfernung taucht ein schwerbeladener Wagen auf. Langsam nähert er sich, und der Kutscher sitzt schläfrig da und träumt in der Sonnenhitze vor sich hin.

Eine kleine Staubwolke erhebt sich, wenn die schweren Räder nickend mit den großen Rufen in den Staub treten.

Ungefähr einen halben Meter von Paul entfernt halten die Tiere an. Der Kutscher erwacht und verlegt ihnen eins mit der Peitsche. Doch als das eine Pferd sich schon beiseite drückt, sieht er hin und entdeckt den noch immer friedlich schlummernden Knaben.

Er lenkt die Tiere etwas zur Seite und ruft. Nun kommen Anna und Peter gelaufen, die den Bruder beiseite schleppen. Der Kutscher schimpft fürchterlich.

Aber Peter schreitet aus mit seinen kleinen, kurzen Beinchen und schimpft zurück: „Salt's Maul!“

Der Kutscher haut mit der Peitsche um sich. Peter spuckt nach ihm, streckt die Zunge heraus und packt schließlich eine Handvoll Kies vom Haufen und schmeißt sie hinter dem Kutscher her.

Miteinander gehen die Kinder nun in die Stube hinein, wo das Kleinste in der Wiege liegt und schreit. Es hat schon lange geschrien und kann fast nicht mehr; das dünne Stimmchen ist ganz müde und heiser. Als es merkt, daß sich jemand nähert, nimmt es alle Kraft zusammen und legt von neuem los.

Anna setzt die Wiege in Gang, und zwar so heftig, daß das Kleine von einer Seite zur anderen rollt und jeden Augenblick in Gefahr ist, hinauszufallen.

Es schreit nur um so lauter.

Peter hat einen Stuhl in die Ecke bis vor das Brett gezogen, an dem des Vaters Pfeife und Tabak hängt. Mit genauer Not kann er beides erreichen. Auch die Bündhölzer fallen ihm in die Hände.

Aber nun entsteht ein großer Streit. Paul will nämlich auch die Pfeife haben und Peter pufft ihn vor die Brust, daß er hintenüber segelt. „So 'n kleiner Burks wie du!“ sagt er wichtig und reißt ein Bündholz in Brand.

Paul brüllt und strampelt wütend mit den Beinchen.

Die Wiege schaukelt hin und her, und Geschrei und Gebrüll erfüllen das Zimmer.

Da kommt Kirsten Sovs angekumpelt. Es ist ganz arg mit ihrem Knie in dieser Zeit; sie kann daher nicht im Rübenfeld liegen und hat versprochen, nach Per Holts Kleinen zu sehen.

„Was macht ihr denn für einen Skandal, ihr verdammten Gören!“ sagt sie ärgerlich und nimmt das Kleinste aus der Wiege.

„Na-aah — naa-ab, keine Not, du Schreibal!“

Sie beschäftigt sich mit dem Kind, wiegt es auf den Armen und beruhigt es.

Dann entreißt sie Peter die Pfeife und Bündhölzer, blickt sich im Zimmer um und geht.

Die drei kleinen Geschwister entdecken nun ihr Beispelbrot, das gestrichen in der Küche bereit steht. Sie setzen sich aufs Bett, um es zu verzehren, fangen aber bald an, sich wegen der Stücke zu prügeln. Heulend wälzen sie sich in den Rissen und pressen ihr fettiges Brot in die Betten hinein.

Es dauert aber nicht lange, da fassen sie den Entschluß, nett miteinander zu spielen. Anna ist Höflich, und die anderen sollen kommen, um zu kaufen.

Sie holt eine Tüte mit Reis und eine mit Streuzucker herbei.

Peter möchte gern ein Pfund Zucker kaufen.

„Hast du Geld?“ fragt Anna.

„Nein, es sollte angeschrieben werden.“

Anna schüttelt den Kopf. „Es steht schon so viel!“

„Vater wird's morgen bezahlen!“

„Das sagst du immer, das kann aber nicht so weiter gehen.“

Peter denkt nach.

„Du kriegst das Geld, wenn Vater das Schwein verkauft hat.“

„Du kannst ein Pfund Reis kriegen!“ antwortet Anna und gibt ihm ein paar Körner, die er aufknabbert.

Sie selber nimmt vom Zucker.

Da entreißt ihm Peter die Tüte und schluckt so viel er kann. Aber Anna gibt ihm eins hinter die Ohren und nimmt die Tüte wieder zu sich. Er stößt mit den Füßen nach ihren Schienbeinen und flucht: hols der Teufel.

„Pfui! Du eckiger Bengel! Nun kriegst du gar nichts!“

Sie hält die Tüte auf dem Rücken.

Peter gibt nach, und so setzen sie sich denn alle drei friedlich auf den Fußboden und leeren die Tüte. Damit fertig, sagt Peter: „Wollen wir nu Vater und Mutter spielen?“

„Na-a-jal!“

Und die beiden kriechen auf das Bett hinauf.

Der kleine Paul aber bleibt auf dem Fußboden sitzen und leckt die am Papier klebende Süßigkeit ab, bis sein ganzes Gesicht von oben bis unten klebt.

Darauf streut er die Reiskörner auf den Fußboden. Die netten, kleinen, weißen Körner.

Nach einer Weile beginnt das Kleinste wieder zu schreien.

Sie wiegen und wiegen, aber es will nicht still werden.

Peter macht daher den Vorschlag, sie wollen zu Stine gehen, damit das kleine Schwesterchen die Brust kriegen kann.

Sie zerren das Kind aus der Wiege und schleppen damit los. Anna kann es mit genauer Not tragen, wenn sie es fest mit den Armen an die Brust drückt; aber trotzdem zieht es oft aus, als würde sie damit hinfallen.

Peter macht die Tür auf und sie erscheinen alle bei Stine Kön, die mit ihrem eigenen Säugling beschäftigt ist.

„Hier bringen wir Schwesterchen. Darf sie nicht einmal trinken? Sie schreit so fürchterlich!“

„Ich glaube, Ihr seid verrückt!“ lacht Stine und legt den kleinen Goldschenen Sproßling an die Brust.

Dann bringt sie die Kinder nachs Haus und besieht ihnen, im Zimmer zu bleiben und auf die Kleine zu achten. Nun kommen Vater und Mutter bald, sagte sie. —

Es ist gegen Abend. Die lange Reihe der auf der Erde kriechenden Weiber und Kinder erhebt sich, und mit ihnen beginnen lange, unruhige Schatten auf dem Felde hin und her zu huschen.

Einen Augenblick stehen sie, richten den gekrümmten Rücken auf und fahren mit der Hand über die Lenden.

Die dunklen Schattenflächen liegen auf dem gelbfledigen, dunkelgrünen Rübenfeld. Von Osten her blüht das Schieferdach der Dörmer-Hochschule wie Silber. Und die Baumwipfel des kleinen Gyldeholmer Wäldchens sehen aus als wären sie in Gold getaucht.

Sie gehen heimwärts, einzeln und in Gruppen. Die Hosen der Knaben sind an den Knien steif wie ein Panzer von der dicken, feuchten Erdrinde, genau so wie die verschliffenen, unten ausgefrästen Räder der Frauen.

Alle riechen nach Erde, Rüben und Ackerseuf, und ihre Hände sind rauh und dunkelbraun vom Pflanzenjaft.

Jetzt kommen auch die Männer zum Vorschein. Vom Gute kommend, schreiten sie den Fußsteig entlang auf die Rätnerhäuser zu.

Als Sophie heimkommt, den Reis auf dem Fußboden, die geleerte Zuckertüte und die ganze übrige Unordnung sieht, wird sie böse.

„Es ist doch auch zu arg mit Euch Bälgern! Niemand hat man Ruhe. Wenn man sich den ganzen Tag abgerackert hat, kann man von vorne anfangen, wenn man nach Hause kommt. Das ist doch wirklich zu doll!“ ruft sie und hebt etwas Kinderwäsche auf, die die Kleinen in einen Winkel geworfen, zerknüllt und beschmutzt haben. „Da hab ich nun gestern abend bis Mitternacht gewaschen, und nun . . .“

Sie ist dem Weinen nahe. Aber plötzlich dreht sie sich um, gibt Anna eine Ohrfeige, schüttelt Peter und pufft den Paul.

Nach dieser Prozedur verkriechen sich die Kinder in den Winkeln.

Jens, der älteste Junge, der mit der Mutter auf dem

Rübenfelde war, scheint dies alles nicht zu bemerken. Er setzt sich still hin wie ein alter Mann und stützt den Kopf in seine kleine Hand, die kräftig und rauh ist vom Säen und von altem eingetrockneten Schmutz.

Nachdem sie ihre Milch und ihr Brot verzehrt haben, zündet Peter seine Pfeife an, und Sophie lehnt sich schlaff und müde in den Stuhl zurück und schludt.

Ihre Haut zeigt keine Spuren der einstmaligen Frische mehr; sie ist braunfleckig und hohlhändig und ihre sonst so einschmeichelnden Augen haben einen mißvergnügten Ausdruck.

„Nun hat Volette auch zwei solcher Bilder gekriegt wie Amalie hat, und sie in der kleinen Stube an die Wand gehängt!“ sagt sie.

„Zoo-o?“

„Sie tat aber auch so wichtig, daß es kaum auszuhalten war.“

„Sja!“

„Aber Amalie hat versprochen, sagte Anna Kristin, sie würde sie schon noch auf andere Weise übertrumpfen. Weißt Du, was Pauls Maren zu Volette sagte? Sie sagte, es wäre schon besser, Du sorgtest für ein Hemd, meine Gute, anstatt für Bilder. Das könntest Du nötiger brauchen, sagte sie, ha, ha!“

Der lachelt.

„Sie zankten sich eine ganze Stunde, glaube ich!“

Peter ist hervorgekrochen und zupft den großen Bruder. Er will spielen. Aber der große Bruder Rens hat keine Lust; er ist müde. „Du kleiner Anirps!“ sagt er wichtig und will ihn von sich abschütteln. Doch Peter hängt fest wie ein Maisfäßer.

Der Holt lacht und reizt sie.

(Fortf. folgt.)

Eine merkwürdige Begebenheit.

Groteske von A. Avertschenko.

1. Die Schlüssel.

An einem schönen Sommerabend saß das Ehepaar Patlezow auf den Stufen der Paradestreppe und zankte sich.

„Nur und gut, es ist wirklich erstaunlich,“ murmelte Patlezow, „man braucht nur einer Frau einen Auftrag zu geben, und sie wird sich aus allen Kräften anstrengen, um ihn so bißförmig wie nur möglich auszuführen.“

„Du solltest lieber schweigen“, erwiderte seine Frau finster. „Ihr Männer seid alle Trunkenbolde und Kartenspieler.“

Der Gatte lächelte bitter und fastförmig.

„Nicht gehauen noch gestochen... Stellen Sie sich vor“, wandte er sich an einen soliden Edpfeiler des Treppengelanders, da niemand anders in der Nähe war. „Stellen Sie sich vor: Am Morgen verließ ich mit meiner Frau das Haus und bat sie, die Wohnung für zu schließen und die Schlüssel mitzunehmen... Was tut sie? Die Schlüssel läßt sie im Schlüsselloch stecken, schlägt die Tür zu, und das Schlüsselchen vom englischen Schloß bleibt gleichfalls drinnen an der Tür hängen. Wie gefällt Ihnen das?“

Der solide Pfeiler lächelte nicht einmal und bewahrte das tiefe Schweigen, welches Subjekten dieser Art eigen ist; doch Patlezow, der sich Lust machen wollte, ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Und denken Sie nur. Womit rechtfertigt sich diese Frau? „Und ihr seid alle Kartenspieler!“ sagt sie. Logisch, überzeugend, alkumfassend.“

Frau Patlezow versetzte dem schweigenden Zuhörer ihres Mannes einen leichten Faustschlag, drehte sich energisch um und fragte:

„Was willst Du eigentlich von mir?“

„Es wäre mir erwünscht, zu wissen, auf welche Weise wir in die Wohnung gelangen sollen?“

Die Frau dachte nach.

„Du bist schuld! Du hast dem Mädchen bis morgen Urlaub gegeben — also bist Du schuld! Wenn sie zu Hause wäre, würde sie uns hereinlassen.“

„Haben Sie gehört?“ wandte sich Patlezow zähneknirschend an seinen einzigen Freund — den Edpfeiler. „Ich bin schuld, weil ich dem Mädchen Urlaub gegeben habe! Aber sie hat das Mädchen engagiert — also ist sie schuld! Und diese wieder hat die Hintertreppe abgeschlossen, also ist sie schuld! Und irgendein dummer Engländer hat das englische Schloß erfunden — also ist er schuld!“

„Nicht umsonst habe ich mich so lange gestraubt, Dich zu heiraten“, entgegnete die Frau. „Hätte ich Dich nicht geheiratet — wäre nichts passiert.“

„Was, was? Wie gefällt Ihnen das?“

Hätte der Pfeiler eine Öffnung gehabt, würde er sicher gegähnt haben. So langweilig war das alles.

Nach einer langen fastförmigen Unterhaltung schlug Patlezow seiner Frau zwei Projekte vor: entweder in ein Gasthaus zu fahren oder hier auf dem Treppenabgang zu übernachten.

Das erste Projekt wurde aus dem Grunde verworfen, weil es unpassend sei, spät abends ein Hotel aufzusuchen; für das zweite Projekt wurde der Urheber nur eines kurzen Wortes gewürdigt: „Dummkopf.“

„Nun, meinestwegen“, lächelte Patlezow ergeben. „Wenn ich dumm bin und Du klug, so denke selbst einen Ausweg aus. Ich werde versuchen etwas zu schlafen.“

Er lehnte sich ans Geländer und versiel tatsächlich in einen leichten Schlummer, woraus ihn aber bald leises Weinen weckte.

„Was hast Du?“

„Ich fürchte mich. Hol einen Schlosser.“

„Wo soll ich denn um zwölf Uhr nachts einen Schlosser finden.“

Alle ehrlichen Schlosser schlafen längst.

„So nimm meinestwegen einen unehrlichen. Mir ist es gleich.“

Der Mann lächelte.

„Könnte man jetzt einen Dieb mit Nachschlüsseln fangen, so würde er uns geschwind die Sache in Ordnung bringen.“

„So fang einen Dieb.“

„Was sprichst Du da, meine Liebe? ... Wie sollte ich das wohl anstellen: einen Dieb fangen! Ist es ein Floh etwa? Wo sollte ich ihn wohl fangen?“

Und plötzlich durchfuhr Patlezow ein Gedanke: in die große Straße, in der sie wohnten, mündete eine schmutzige Gasse, und in der Gasse befand sich die Herberge „Nazareth“, die sich eines üblen Rufes erfreute. Man erzählte, daß diese Herberge von dunklen Ehrenmännern besucht werde, — Gaunern und Dieben, die hier ihre Tagesausbeute vertranken.

Zuerst kam ihm das, woran er dachte, unwahrscheinlich, dumm und abenteuerlich vor, aber dann, als er zehn Minuten darüber gegrübelt hatte, erschien ihm der Plan viel einfacher und ausführbarer.

Er sagte seiner Frau, daß er einen Schlosser suchen wolle, ging die Treppe hinunter und verschwand.

2. „Nazareth“.

Eine warme, feuchte, unerträglich nach saurem Bier und verdorbenen Speisen duftende Luft schlug ihm entgegen, als er die dunkle, flebrige Tür öffnete.

Auf den ersten Blick war in der Herberge nichts Verdächtiges zu sehen: an den Tischen saßen Zuhrlente und verklumpte Handwerker.

Patlezow näherte sich dem dicken eindügeligen Schenkwirt und sagte halblaut:

„Ich möchte bei Ihnen einige Erkundigungen einziehen.“

„Nun?“ fragte finster und mißtrauisch der Eindügelige.

„Ich brauche einen Schlosser. Könnte ich vielleicht unter Ihnen ... Gästen einen Schlosser finden?“

„Was wünschen Sie von ihm?“

„Ich habe den Hausschlüssel verloren und kann nicht in die Wohnung gelangen.“

Patlezow sah solide und vertrauenerweckend aus. Der Wirt grinste.

„Der Teufel mag sie kennen... Sie sind alle Schlosser, so oder so. Es kommen verschiedene her.“

„Geben Sie mir nur einen Wink... ich will selbst mit ihm reden. Ich will ja gern bezahlen.“

„Nun gut“, schmunzelte der Wirt. „Dort in der Ecke. Nur mich lassen Sie aus dem Spiel. Vielleicht gehen sie gar nicht darauf ein. Ich will nichts damit zu schaffen haben.“

In der Ecke saßen drei Männer. Sie sahen Patlezow mißtrauisch an und wußten augenscheinlich nicht, was sie von seinem Vorschlag halten sollten.

Einer von ihnen hörte auf den sonderbaren Namen Erja, der andere wurde Arkaschenta gerufen, und der dritte Name schließlich war komplizierter: Mischa Samatoha.

„Was wünschen Sie eigentlich, mein Herr?“ fragte Erja, der älteste von der Gesellschaft, indem er sich sehr erstaunt stellte.

„Wer von Euch will auf ehrliche Weise einen Rubel verdienen?“

„Wir verdienen immer ehrlich unser Geld“, brummte, mit der krankhaften Eigenliebe des Diebes, Arkaschenta.

„Ausgezeichnet! Ich brauche also einen Schlosser... Ich habe die Schlüssel vergessen... Die Tür muß erbrochen werden.“

Alle drei schüttelten, wie Automaten, die Köpfe. „Das ist kein Geschäft für uns.“

„Wieso? Man sagte mir, daß einer von Ihnen Schlosser sei.“

Es entstand ein Schweigen.

Mischa Samatoha, ein junger Mensch mit rasiertem Schauspielergesicht und unerträglich blühenden Augen, deren Glanz er durch beschweißenes Niederschlagen der Lider immerfort dämpfte, erwiderte schließlich:

„Wie ist denn das möglich? Nachts in eine fremde Wohnung gehen, irgendeine Tür aufbrechen — Gott weiß, was das ist... Das kann nichts Rechtes sein.“

„Wenn es aber meine eigene Wohnung ist! Begreifen Sie — ich bin der Hausherr! Und ich gestatte es Ihnen... Noch mehr — ich bitte Sie darum! Sie erweisen mir einen großen Gefallen damit“.

In der Praxis des sauberen Trios war es ein seltener, spähhafter Fall, daß der Wohnungsinhaber selbst ihnen die Erlaubnis

gab, das zu tun, was sie immer mit Herzklopfen und heimlichem Beben unternahmen.

Nichtsdestoweniger sagten sich Erja und Arlaschenka kategorisch von dem Vorschlag los.

„Ich gebe zwei Rubell. Ich bitte Sie inständig darum. Warum wollen Sie mir nicht den Gefallen tun?“

„Sie müssen sich an eine Schlosserwerkstatt wenden“, bemerkte Samatoha, indem er den Glanz seiner Feueragen löschte.

„Dazu ist es zu spät! Mein Gott! Und man sagte mir doch, daß hier in „Nazareth“ solche . . . arbeitslose Schlosser zu finden wären. Wie sollen wir denn nur in unsere Wohnung gelangen? Meine Frau und ich wären Ihnen sehr dankbar, wirklich, außerordentlich!“

Erja und Arlaschenka wiederholten ihre trockene Absage. Aber dem sentimentalsten Samatoha schmeichelte es, daß man ihn so bat, und daß dieser Herr mit der goldenen Brille und seine Frau, wahrscheinlich eine schöne und elegante Dame — ihm, Samatoha, dankbar sein werden.

Und als Patlezow, der das Schwanken des empfindsamen Mischka bemerkt hatte, seine Hand ergriff und voll Wärme schüttelte, sprang Mischka auf, lachte gutmütig und brummte:

„Gehn Sie voraus. Ich . . . will die Instrumente holen und komme dann nach.“

3. Mischka Samatoha.

Frau Patlezow war sehr überrascht und errent, als ihr Mann mit einem fremden Individuum erschien und ihr vergnügt mitteilte:

„Gesunden! Er wird sogleich die Tür öffnen.“

Samatoha trug, eingewickelt in einen Tuchlappen, mehrere Instrumente, die einen metallischen Klang von sich gaben. Er machte Frau Patlezow eine Verbeugung, legte den Tuchlappen auf das Fensterbrett und wickelte ihn auf.

„Oh, was ist das?“ fragte lachend und voll Neugierde Frau Patlezow, die Instrumente betrachtend.

„Das sind Instrumente, gnädige Frau“, erwiderte Samatoha, herablassend lächelnd. „Hier gibt es verschiedene.“

„Und was ist dies hier?“

„Eine englische Metallsäge“, erklärte Mischka, der sich durch die Aufmerksamkeit des Ehepaares geschmeichelt fühlte. „Eine kleine Feile . . . hauptsächlich für Schlosser und Niegel von Speichern bestimmt. Mit diesem hier schmiert man sie ein, damit man nichts hört.“

„Weshalb soll man nichts hören?“ fragte die junge Frau.

Patlezow und Samatoha warfen sich einen lachenden Blick zu und wandten sich ab.

„Dies, sehen Sie wohl, ist ein amerikanischer Schlüssel — das letzte Wort der Technik — mit einzustellendem Bart; man kann einstellen, welchen man will . . . hier ist die ganze Garnitur. Dies hier sind gewöhnliche Dietriche, leider nicht vollzählig, nur zwölf Stück.“

Mischkas Flammenaugen strahlten in Künstlerbegeisterung . . . Er drehte sich hin und her, besappte mit den Fingern den bläulichen Stahl, lärmte mit den Dietrichen, erklärte voll Eifer die Vorteile des neuen Poliersystems vor dem früheren, und wurde bis zu Tränen gerührt, als Frau Patlezow schüchtern mit den gepflegten zarten Fingern auf die sonderbaren geheimnisvollen Gegenstände tippte.

„Nun, und womit werden Sie unsere Tür öffnen?“ fragte Patlezow. „Damit etwa?“

„Das englische Schloß? Nein, mit diesem Dingelchen hier. Das da ist für etwas ganz anderes. Hier sehen Sie der . . .“

Mischka Samatoha fühlte den Blick der schönen Frauenaugen auf sich ruhen und wollte seine Sache so rasch und glänzend wie nur möglich machen. Er lächelte Frau Patlezow zu, nahm einen kleinen Haken heraus, zeigte ihn, wie ein Taschenspieler dem Publikum, krepelte die Kermel auf und bückte sich zum Schloß.

„Es wird aber nachher nicht mehr zu brauchen sein“, sagte er zuvorkommend. „Wacht das nichts? Ein englisches Schloß, sehen Sie wohl, muß man von außen erbrechen, um die Tür zu öffnen . . .“

„Das ist ja ganz gleich“, erwiderte Patlezow ungeduldig, „wenn wir nur in die Wohnung kommen.“

„Nun gut.“

Man hörte ein leises Krachen. Samatoha, mit der Miene eines Doktors, der eine schwere Operation ausführt, bückte sich geschäftig zu den Instrumenten, fand schnell das nötige und steckte es feinsam in den Türspalt.

An seiner Schulter fühlte er den raschen Atem der jungen Frau, die neugierig seiner Arbeit zusah.

Auch Patlezow selbst war aufs höchste interessiert.

Der erhabte, strahlende Samatoha fühlte sich als Held des Tages. Er erweiterte den Spalt noch ein wenig, zog und rüttelte an der Tür und stieß endlich mit einer effektvollen theatralischen Geste, über das ganze Gesicht lachend, die Tür mit dem Fuß auf.

„Bitte!“

„Oh“, rief Frau Patlezow freudig und stürzte in die geöffnete Tür. Patlezow warf einen Blick auf den ermüdeten Samatoha, der seine Instrumente sammelte, und sagte:

„Warlen Sie hier. Ich werde gleich das Geld bringen.“

Die Tür schloß sich und Samatoha blieb allein . . . Er ordnete

preisend seine Instrumente, betrachtete sie liebevoll, hauchte auf sie und pukte dann das matt gewordene Metall an dem Ärmel seiner abgetragenen Jacke.

Fünf, sechs Minuten vergingen. Niemand kam. Samatoha wollte schon durch einen leichten Stoß in die Tür sich in Erinnerung bringen, als sie plötzlich aufsprang und in dem hellen Viered Patlezow, der Hausknecht und ein Schutzmann sichtbar wurden.

„A — ach!“ schrie langgezogen Mischka Samatoha und machte einen Satz zum Fenster.

„Nun höre, mein Lieber“, wandte sich Patlezow streng an ihn. „Du bist ein zu gewandter Tausendkünstler und ein zu gefährlicher Patron, um Dich frei herumlaufen zu lassen. Heute hast Du die Tür mit meiner Erlaubnis geöffnet, und morgen wirst Du es ohne selbige tun . . . Die Gesellschaft muß mit allen legalen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, gegen solche Leute kämpfen . . . Begreiffst Du? Ein solches Subjekt wie Du, in der Freiheit und mit solchen Instrumenten — ich danke bestens! Ich würde keine Nacht schlafen.“

Als man den säuwiegenden Samatoha abführte, bemühte er sich nicht mehr, das Brillantenfeuer seiner Augen zu löschen. Sie funkelten so, daß es weh tat, hinzusehen.

Patlezow schloß sorgsam die Tür ab und ging, sich den Rücken reibend, schlafen.

Eines Arbeiters Weltreise.

In den prächtigen Reisebriefen, die der Dichter und Ingenieur Max Eyth unter dem Titel: „Im Strom unserer Zeit“ veröffentlicht, findet sich unter anderem eine anschauliche Schilderung der sozialen Zustände, der technischen Entwicklung und des Geschäftslebens der Vereinigten Staaten von Nordamerika während der sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In diese Briefe wird man erinnert beim Lesen der Reiseberichte, die Fritz Kummer unter dem Titel: „Eines Arbeiters Weltreise“ unlängst erscheinen ließ und aus denen wir bereits einen Abschnitt mitteilen.*)

Ein Vergleich der Abschnitte dieses Buches, die von der Union handeln, mit den Ausführungen von Eyth läßt erkennen, welche ungeheuren Umläufungen der größte Industriestaat der Welt in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat und wie doch die amerikanische Kultur sich gleich geblieben ist: rücksichtslose Profitmacherei, Humbug, dabei Großzügigkeit der technischen Entwicklung.

Eine Parallele der Aufzeichnungen von Eyth und Kummer ergibt sich zwanglos, da beide Autoren über ähnliche schriftstellerische Begabung verfügen. Beide sind keine bloßen Literaten, die nur interessante Feuilletons schreiben wollen. Max Eyth war Ingenieur und reiste, um Dampfzylinder zu verkaufen und die Seilschleppschiffahrt eines belgischen Erfinders in Amerika einzuführen, seine literarischen Erzeugnisse waren sozusagen nur Nebenprodukte dieser geschäftlichen Tätigkeit. Fritz Kummer, der gelernte Schlosser, schreibt seine Berichte in den Ruhestunden oder wenn er arbeitslos ist. Beide Autoren kommen mit den Angehörigen der verschiedensten Gesellschaftsklassen in Verührung und gewinnen dadurch Einblicke in das Geschäfts- und Privatleben der Amerikaner. Der Dichteringenieur und der Arbeiterschriftsteller geben aber nicht nur eine Sammlung von Beobachtungen, sondern sie wissen die Einzelheiten zu einem Gesamtbild zusammenzufügen. Eyth war von der deutschen klassischen Philosophie beeinflusst, und Kummer ist im Besitz der Marxschen Theorie und handhabt ihre Methode mit Geschick. Der Ingenieur sieht vor allem die herrschenden Klassen und interessiert sich für den Stand der Technik. Er kritisiert scharf die Auswüchse des amerikanischen Industrialismus, steht aber vollständig auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung; er sieht die Arbeiter nur an der Maschine, nicht als selbstständige Klasse. Von einer amerikanischen Arbeiterbewegung konnte damals auch noch nicht die Rede sein.

Der gelernte Metallarbeiter fühlt sich nicht nur als Angehöriger des Klassenbewußten Proletariats, er sucht auch die Eigenart der verschiedenen Gruppen der amerikanischen Arbeiterklasse geschichtlich zu erklären. Er gibt äußerst wertvolles Material über Lohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen und weiß durch Vergleiche mit deutschen Verhältnissen das Leben des amerikanischen Kollegen in Fabrik und Haus für den heimischen Leser lebendig zu machen.

Das Alltagsleben des amerikanischen Arbeiters kennt Kummer aus eigener Erfahrung, aber seine theoretische Schulung befähigt ihn, die Probleme der dortigen Arbeiterbewegung sachlich und kritisch darzustellen. Ein Muster solcher sozialen Untersuchung ist das Kapitel über die Negerfrage. Auf wenigen Seiten werden die treibenden Kräfte der Emanzipationsbewegung der Schwarzen aufgezeigt, die Quellen des Negerhasses in der Konkurrenzfurcht der weißen Bauern, Kleinbürger und gelernten Arbeiter aufgedeckt und auf die sozialistische Lösung dieses Problems hingewiesen. Von gleichem Interesse ist die humorvolle Erzählung über die Aufnahme

*) „Eines Arbeiters Weltreise“. Von Fritz Kummer. Mit 100 Abbildungen und einer Karte. Stuttgart, Verlag: Alexander Schöde u. Co. 418 Seiten. Preis gebunden 4,50 Mark.

in die „gewerkschaftliche Junst“. Das Zeremoniell dieser Union der Maschinisten spiegelt die Verknöcherung und zünftlerische Eigenbrötelei der gelehrten Arbeiter amerikanischer Masse. Die traffen Einzelheiten von beruflicher Borniertheit und unglaublicher Unwissenheit amerikanischer Gewerkschaftler, die Nummer mitteilt, klingen dem europäischen Leser wie ein Märchen. Die Gesamtbewegung ist vielleicht nicht ganz so rückständig.

Nummer besuchte New York, Pittsburg, die Stahlstadt, St. Louis am Mississippi, Chicago, die Hölle mit der offenen Klappe, Denver, die Königin der Prairie, und er weilte über ein Jahr in Kalifornien am „goldenen Tor“. Von diesem „herrlichen Fleckchen Erde“ weiß der Weltreisende viel zu berichten. Mark Twain erzählt uns vom Gold- und Silberland, Frank Morris sah im Octopus das Weizenland beherrscht vom Vahutrust, und Nummer schildert das Leben der modernen Proletariat in diesem zukunftsreichen Weststaat der Union. Sehr lehrreich für den europäischen Arbeiter sind die eingehenden Mitteilungen über: Verdienst, Kräfteanspannung, Lebensunterhalt, Gewerkschaften und Arbeitslöhne am goldenen Tor.

Bei diesen Betrachtungen ist der wissende Arbeiter dem Dichtingenieur Cyth überlegen. Den Mangel an philosophischer und technischer Bildung ersetzt der Arbeiter durch tiefere soziale Einsicht, intime Kenntnis des Lebens der Unterklasse, und durch die Anschaulichkeit des eigenen Erlebens wird ausgeglichen, was ihm an dichterischer Begabung fehlt.

Cyth und Nummer haben beide den köstlichen Humor, der ihren Darstellungen Frische und Unmittelbarkeit verleiht.

Von Amerika führte die Weltreise nach Japan, dessen junge Industrie mit dem Glend der frühkapitalistischen Periode eingehend beschrieben wird. Leider ist es hier nicht möglich, näher auf die äußerst interessanten Darlegungen über das Leben des Arbeiters, die gesellschaftliche Stellung der Frau und die soziale Schichtung im Lande der aufgehenden Sonne einzugehen. Flotte Skizzen aus China, Indien, Ägypten und Palästina schließen das Buch. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte der Erdumsegler nach Stuttgart zurück. Seine Studienfahrt kostete rund 10.000 Mark, die er sich unterwegs erarbeiten mußte.

Nummers Reisebericht ist für die Arbeiterschaft von großem Wert. Der Verfasser hat die Gabe, eine Fülle wichtigen und interessanten Materials in einer Form zu bieten, die selbst statistische Angaben dem denkenden Arbeiter genießbar macht. Humorvoll plaudernd, an persönliche Erlebnisse anknüpfend, weiß der Autor den Leser unmittelbar in die sozialen Zustände fremder Länder einzuführen; selbst wenn er manchmal vielleicht die Untergründe von daheim überstreift und krasse Beispiele wählt. Ein solches Lesebuch ist aber doppelt zu begrüßen in der Zeit des Imperialismus, der verwinkelten internationalen Beziehungen und des wachsenden Zusammenwirkens der Arbeiterparteien aller Länder.

Nummers Werk wird nicht nur zu weiteren Studien anregen; die von ihm gesammelten Tatsachen erleichtern das Verständnis der Berichte der sozialistischen Tagespresse über politische Ereignisse in fernen Weltteilen.

Vor allem aber ist dieses Meisterwerk ein Dokument proletarischer Kulturarbeit, auf das die deutsche Arbeiterklasse stolz sein kann. Berichterstatler wie Bericht sind nur denkbar auf dem Boden der deutschen Arbeiterbewegung, dieser Kampfkolonne des Weltproletariats. Das Nacherleben von „Eines Arbeiters Weltreise“ wird das Weltgefühl der deutschen Arbeiter stärken, jenes Bewußtsein der internationalen Solidarität, das von jeher der Ruhm des deutschen Sozialismus war.

Kleines Feuilleton.

Die Geschichte vom verlorenen und wiedergefundenen Radium.

Unter der Ueberschrift „Eine Radiumromance“ veröffentlichten die Archive für Röntgenstrahlen einen Bericht über die Schicksale, die über ein Radiumröhrchen und die Personen, die für diesen Schatz verantwortlich waren, ergangen sind. Im großen Krankenhaus zu Liverpool lag ein Mann danieder, der an freßenden Geschwülsten im Gesicht litt. Er war unter Radiumbehandlung genommen worden und man hatte ihn zu diesem Zweck zwei Möhrchen auf das Gesicht gelegt, von denen das eine 50, das andere 30 Milligramm dieses teuersten Stoffes der Erde enthielt. Die Befestigung war so sorgfältig geheißen, daß eine Ablösung unmöglich erschien, außerdem hatte die Krankenpflegerin noch eine besondere Verwarnung erhalten, den losiglichen Patienten scharf zu überwachen. Trotzdem stellte sich bei der Befestigung des Verbandes heraus, daß das größere Möhrchen, dessen Wert etwa 20.000 M. betrug, verschwunden war. Der Fußboden, das Bett, der Kranke selbst wurden auf das sorgfältigste untersucht, aber alles war vergebens. Die Pflegerin hatte das Versehen begangen, dem Kranken die Erlaubnis zu geben, daß er selbst zum Waschtisch gehen durfte. Das brachte einen unsicheren Punkt in die Beurteilung der Frage. Natürlich versiel man auch auf die Möglichkeit, der Mann könnte das Möhrchen verschluckt haben. Er wurde mit Röntgenstrahler durchleuchtet, aber auch dies förderte kein Verdachtsmoment zutage. Ebenso erfolglos war die Verabreichung eines Abführmittels.

In einem Schuppen in dem Hof des Krankenhauses stand ein

Karren mit Abfällen, der gerade fortgeschafft werden sollte. Zur Vorsicht wurde er zurückgehalten. Mittlerweile hatte man die hohe Physik mobil gemacht, und ein Professor dieser Wissenschaft prüfte den Kranken, das Bett und die ganze Umgebung mit Hilfe eines Elektroskops, kam aber ebenso wenig zu einem Ergebnis. Schließlich wurde das Instrument auch an dem Müllkarren versucht und zeigte in der Tat eine Beeinflussung. Nunmehr galt es als sicher, daß die 20.000 Mark Radium in dem Karren verborgen waren. Da es aber schon spät geworden war, wurden die weiteren Nachforschungen vertagt, der Karren im Schuppen eingeschlossen und während der Nacht durch eine Ehrenschilddache ausgezeichnet. Am nächsten Tage begann der Professor der Physik gemeinsam mit einem hervorragenden Fachgenossen, der zufällig in Liverpool anwesend war, den Karren auf neue in Angriff zu nehmen. Zunächst wurde wieder das Elektroskop herbeigebracht, und auch der andere Physiker erklärte als zweifellos, daß das Radium in dem Karren wäre und es sich nur noch darum handeln könne, es aus dem Inhalt auszugraben. Diese Versicherung konnte ermutigend wirken, obgleich immer noch die Möglichkeit bestand, daß das Möhrchen zerbrochen und das Radium zerstreut war. Immerhin konnte man auch ferner auf das Elektroskop als Wegweiser vertrauen.

Es wurde nun ein Korb nach dem anderen aus dem Karren geschöpft und jeder einzelne mit dem Elektroskop geprüft. 11 Körbe waren schon als hoffnungslos beiseite gestellt, als endlich der 12. die Blättchen des Apparats wieder in Bewegung setzte. Nun wurde der Inhalt aufs sorgsamste, eine Handvoll nach der anderen, herausgehoben und in ein Sieb geschüttet. Das Elektroskop blieb unterdes über dem Karren und man wartete ab, bis dieser seine Wirkung auf das Instrument verloren haben würde. Plötzlich, als eben wieder eine Handvoll dem Korb entnommen worden war, stand das Elektroskop still. Die letzte Portion wurde untersucht und sofort das Möhrchen hervorgezaubert.

Die Geschichte ist in mehr als einer Hinsicht einzigartig. Besonders in der Anwendung eines wissenschaftlichen Verfahrens, in dem das Elektroskop gleichsam als Spürhund hinter dem verlorenen Radium hergeschickt wurde. Es ist nicht das erste Ereignis dieser Art, denn es ist bereits vorgekommen, daß wertvolle Radiumproben mit Verbandszeug fortgeworfen oder gar verbrannt worden sind.

Als bestes Mittel zur Verhütung schlägt der Herausgeber der Archive vor, das Radium bei der Aufbewahrung und beim Gebrauch in einem wertvollen und schön verzierten Behälter einzuschließen, der den Wert des Inhalts eindrucklich kennzeichnet. Zu einem Krankenhaus ist dieser Brauch bereits eingeführt worden. Das Radium wird dort in einer Metallhülle gehalten, die mit farbiger Emaille verziert worden ist. Vor der Benutzung wird sie mit einer Schnur versehen, die in eine goldene Kordel ausläuft. Diese wird so gelegt, daß sie aus dem Verband herausragt, so daß eine Verschiebung der Hülle erkannt werden kann. Außerdem läßt sich die Schnur noch besonders an dem Verband befestigen.

Altertumsfunde.

Das Grab des Osiris entdeckt. Eine ebenso bedeutungsvolle wie unerwartete Entdeckung ist dem englischen Archäologen Prof. Naville bei den Grabungen gelungen, die seit zwei Jahren auf der Stätte des angeblichen „Osireion“ von Abydos im Tal des Nils vorgenommen werden. Bei diesen Arbeiten, die fast völlig vollendet sind, glaubt der Gelehrte das Heiligtum entdeckt zu haben, das die griechischen Schriftsteller „Das Grab des Osiris“ nennen; man vermutete, daß dort das Haupt des Osiris, des Sonnengottes, des Schöpfers der ägyptischen Kultur, bewahrt wäre. Wie Naville in einem Aufsatz der „Times“ ausführt, grub er zunächst an einem Tor weiter, das Hinder Petrie schon früher freigelegt hatte, und gelangte in einen langen mit Trümmern angefüllten Gang. Gegenüber diesem Durchgang stieß er in der Mauer auf eine Tür, deren drei gewaltige, ungefähr fünf Meter lange Schlußsteine schon zwei Jahre vorher von ihm entdeckt worden waren. Niemals, berichtet Naville, hätten wir das zu finden erwartet, was wir fanden. Zwischen der Pforte und dem Tempel liegt ein vollständiges Heiligtum, das sicherlich aus der gleichen Zeit wie die Pyramiden stammt und sehr zerstört, aber aus gewaltigem Baumaterial zusammengefügt ist.

Es ist ein völlig einzigartiges Monument unter den zahlreichen Tempeln und Gräbern des Niltals; es ist rechteckig, die Umfassungsmauern sind von 4 Meter Dicke und bestehen aus zwei verschiedenartigen Verkleidungen: die äußere Verkleidung der Mauer besteht aus Nubila-Kalkstein, die innere aus großen Blöcken von sehr hartem roten Sandstein. Die inneren Verhältnisse sind von 20 zu 30 Meter. Mächtige Säulen, die der Länge nach angeordnet sind, teilen das Innere in drei Schiffe. Die Säulen aus Assuan-Granit tragen Architrave, ebenfalls aus Granit, und sind 5 Meter hoch. Das mittlere Schiff führt zur Hintermauer, die nicht weit entfernt ist vom Tempel des Seti I. Dort fand sich eine kleine mit Steinblöcken verbaillahierte Tür, die in einen großen, etwa 20 Meter langen Saal führte. Dieser Saal ist in einem vorzüglichen Zustande erhalten. Auf einer der Wände wie auf der Decke sind Gemälde angebracht, die Begräbniszenen aus der Zeit Setis I. darstellen. Hier war das Grab des Osiris, wie die Texte, die sich an den Mauern aufgeschrieben finden, zweifellos erwiesen.